Irenäus Eibl-Eibesfeldt

Die Falle des Kurzzeitdenkens: Warum wir Natur lieben und dennoch zerstören

Wir lieben Natur – und wir zerstören sie. Das ist uns durchaus bewußt und es fehlt nicht an anklagenden Stellungnahmen. Aber die helfen wenig, solange wir nicht die Ursachen unseres Fehlverhaltens erkennen.
Wir sind zu viele geworden und das ist zunächst einmal ein Zeichen des Erfolges. Als Volltreffer der Evolution bezeichnete *Hubert Markl* (1986) sehr treffend unsere Art, neuerdings allerdings einschränkend als „unerträglich erfolgreiche Spezies". „Unerträglich", das bezieht sich auf die zunehmende Zerstörung der Umwelt, von der wir leben. Nun sehen wir dies alles durchaus ein, und wir sind auch redlich bemüht, vorauszudenken und vorauszuplanen, aber offensichtlich stoßen wir dabei an Grenzen.

Eine der Schwierigkeiten liegt sicher in der Tatsache begründet, daß wir wie alle Organismen als Ergebnis einer über abermillionen Jahre laufenden Entwicklung auf dem „Wettlauf im Jetzt" selektiert wurden. Evolution plant nicht über Generationen voraus, erst wir Menschen können dies und wir könnten so ein generationenübergreifendes Überlebensethos entwickeln, das unsere weitere Existenz- und unsere Weiterentwicklung absichert. Die Überwindung der „Falle des Kurzzeitdenkens" (*I. Eibl-Eibesfeldt*, 1994) ist dazu Voraussetzung. Wie stehen dafür die Chancen? Nicht so schlecht, will ich meinen, falls wir bereit sind, zunächst einmal wahrzunehmen wie wir sind und wie wir das wurden, was wir sind. Wir werden daran erkennen, daß uns die Evolution mit positiven, ebenso wie mit „Problemanlagen" ausstattete. Beider Bewußtmachung ist Voraussetzung für eine rationale Steuerung unseres Kurses im Lebensstrom.
Wie alle Organismen sind wir aktive und nicht bloß passive Subjekte der Evolution. Alle Organismen sind, wie *Karl Popper* (1973) so treffend beschreibt, „Sucher nach einer besseren Welt", das heißt, wir alle begeben uns aktiv in neue Situationen und stellen uns damit neuen Auslesebedingungen. Wir Menschen allerdings tun dies mit der potentiellen Fähigkeit vorauszuschauen.
Wo also liegen unsere Begabungen, wo unsere Beschränkungen? Zunächst einmal sind wir vom Typus her Generalisten, das heißt nicht einseitig auf eine eng begrenzte Lebensweise spezialisiert. Das hat es uns ermöglicht, so gut wie alle Lebensräume der Kontinente zu besiedeln, die unwirtliche Ark-

tis ebenso wie die Wüsten, das Hochgebirge oder die tropischen Regenwälder. Unser Generalistentum äußert sich im körperlichen ebenso wie im geistigen Bereich. Im sportlichen Wettbewerb wäre unsere Art jeder anderen Wirbeltierart überlegen, bestünde die Forderung darin, 100 Meter zu sprinten, dann mit Kopfsprung in einen Teich einzutauchen, drei Gegenstände gezielt vom Grund heraufzutauchen, anschließend 100 Meter ans andere Ufer zu schwimmen, dort eine Liane zu ergreifen, an ihr hochzuklettern und anschließend 10 Kilometer zu wandern[1]. Es gibt im Reich der Wirbeltiere Spezialisten, die schneller laufen, schneller schwimmen oder besser klettern, aber keine Spezies ist in allen diesen Bereichen so fit wie der Mensch. Dazu kommt, daß unsere Hände anders als etwa Hufe oder Flossen vielseitig verwendbar sind und da wir aufrecht gehen, können wir mit ihnen Werkzeuge nutzen und anfertigen[2]. Wir hören, sehen und riechen überdies gut und schließlich haben wir in unserem Gehirn nicht nur einen Speicherapparat, der es uns erlaubt, Erfahrungen zu sammeln, sondern vor allem auch ein Instrument, das uns gestattet, Erfahrungen einsichtig zu nutzen. Besonders spezialisierte Hirnregionen erlauben es uns unter anderem, in Worten zu sprechen, über Gegenwärtiges ebenso wie über Vergangenes oder Künftiges. Wir können über Personen und Dinge sprechen, die nicht anwesend sind, Verhaltensrezepte weitergeben ohne etwas vormachen zu müssen und darauf schließlich baut sich unsere kumulative Kultur. Wir sind in diesem Sinne dank unserer stammesgeschichtlichen Programmierung, die uns diese Hirnregionen als biologisches Erbe bescherte, „Kulturwesen" von Natur. Aber dies sind nicht die einzigen Anpassungen im „Dienste" der Kultur. Dazu gehört auch unsere vieldiskutierte Weltoffenheit[3], die in enger Verbindung mit unserer konstitutiven Neugier steht, jenem Drang, neue Situationen aktiv aufzusuchen um aus ihnen zu lernen und neue Fertigkeiten zu erproben. Diese Gier nach Neuem ist zwar auch anderen höheren Wirbeltieren eigen, sie ist jedoch dort in der Regel auf Kindheit und Jugend beschränkt. Der Mensch bleibt bis ins hohe Alter neugierig und damit in gewisser Weise jugendlich.

Dank dieser und noch manch anderer Eigenschaften haben wir uns über diese Erde verbreitet wie keine Art zuvor, und wir schufen uns in den letzten zehn Jahrtausenden mit der technischen Zivilisation, der Massengesellschaft und der Großstadt eine Umwelt, für die wir eigentlich nicht geschaffen sind. Denn über die längste Zeit unserer Geschichte lebten unsere Vorfahren auf der Stufe altsteinzeitlicher Jäger und Sammler mit einer sehr einfachen Werkzeugkultur in kleinen Gemeinschaften, in denen jeder jeden kannte. Wir befinden uns zum Beispiel in der nicht unproblematischen Situation, daß Supermächte mit ungeheurem Machtpotential von Präsidenten mit steinzeitlicher Emotionalität regiert werden.

Das heißt nun nicht, daß unsere Emotionalität grundsätzlich problematisch ist. Liebe, Haß, Angst und die diesen Gefühlsregungen zugeordneten Strebungen wie etwa die nach Dominanz und Macht oder unsere genuine Fürsorglichkeit erfüllen durchaus wichtige Funktionen und wir wären ohne diese Begabungen keine Menschen. Das Problem liegt in der in bestimmten Situationen offenbar unzureichenden Fähigkeit zur rationalen Selbststeuerung begründet. So neigen wir in Diskussionen dazu, den eigenen Standpunkt in emotioneller Weise zu übertreiben, was zu einer Polarisierung der Argumente führt, die einer Annäherung hinderlich ist. Wir neigen zur emotionellen Eskalation, und ein übertriebenes Machtstreben kann ebenso gefährlich werden wie ein übertriebenes Guttun-Wollen.

Die Situationen, in denen solche Verhaltensdispositionen zu „Problemanlagen" (*Eibl-Eibesfeldt* 1994) werden, gilt es zu erkennen, denn es gibt kein „Zurück zur Natur", und selbst wenn es das gäbe, wäre es nicht wünschenswert, denn nur die Großgesellschaft ermöglichte es uns, jene hohen Kulturleistungen zu entwickeln, auf die wir zu Recht stolz sind. Ohne sie gäbe es keine Spitzenleistungen der Technik, keine Spitzenleistungen der Kunst, es gäbe keine großen Opernaufführungen, es gäbe keine großen Bibliotheken, Universitäten, es gäbe keine Großtechnologie und kein elektronisches Zeitalter, und es würde sich damit auch nicht die ungeheure Chance auftun, einmal aus dem Gefängnis dieses Planetensystems auszubrechen, um neue Welten zu erobern. Bedenkt man, daß wir in unserem Jahrhundert von den ersten klapprigen Automobilen bis zur Raumfahrt eine rasante Entwicklung durchgemacht haben, dann fragt man sich, welche Möglichkeiten sich einer so hochbegabten Spezies in den nächsten Jahrtausenden eröffnen könnten, wenn sie sich nicht selbst vorher umbringt! Hier denkt der Biologe, der lange Zeiträume überblickt, eben auch über längere Zeiten voraus, und er bemüht sich mit der stammesgeschichtlichen Perspektive, auch ein neues, über weitere Zukunft angelegtes Denken einzuführen.
Eine der Problemanlagen haben wir bereits kurz angesprochen, unsere phylogenetische Programmierung auf den Wettlauf im Jetzt. Sie hat uns eine exploitative, gewinnmaximierende Grundhaltung aufgeprägt, die unter anderem von einem Streben nach Dominanz angetrieben wird. Ich möchte darauf besonders hinweisen, denn häufig hört man, der Mensch der Vorzeit hätte in Harmonie mit der Natur gelebt, weil er sich umweltfreundlich verhalten habe. Davon kann keine Rede sein. Er hat bereits als steinzeitlicher Jäger und Sammler viele Tierarten ausgerottet und er hat Feuer gelegt, damit sich auf den neu begrünenden Flächen das Jagdwild konzentriert, und er hat damit schon in der Steinzeit in manchen Erdgebieten zur Versteppung beigetragen. Im großen und ganzen hielten sich jedoch seine Ein-

wirkungen in ökologisch verkraftbaren Grenzen, weil der Mensch der Altsteinzeit die Erde nur sehr dünn besiedelte, so wie wir das ja auch noch bei den heutigen Jäger- und Sammlervölkern bis vor kurzem studieren konnten. Ganz abgesehen davon war auch die Technologie unserer Vorfahren recht einfach. Es gab daher auch keinen irgendwie gearteten Grund oder Selektionsdruck, der darauf hingewirkt hätte, uns Einschränkungen aufzuerlegen. Im Gegenteil, eine sich bietende Gelegenheit maximal zu nutzen war stets ein Vorteil, und so haben die steinzeitlichen Jäger ohne Bedenken ganze Büffelherden in Abgründe getrieben.

Die exploitative Grundhaltung konnte man bis vor kurzem noch an den verbliebenen Jäger- und Sammlervölkern beobachten. Solange sie ihre eigene traditionelle Gerätekultur verwendeten, hielt sich der Schaden in Grenzen. Aber als die Prärieindianer Nordamerikas gelernt hatten, die Bisons auf Pferden mit Feuerwaffen zu erjagen, unterschieden sie sich in ihrem Jagdrausch wenig von ihren weißen Vorbildern. Als die Eskimos Feuergewehre bekamen, gefährdeten sie mit ihrem Jagdeifer ihre eigene Subsistenzbasis, so daß die dänische Regierung Schutzgesetze für Walrosse erlassen mußte, die wegen ihrer Zähne besonders begehrt waren. Unser Problem besteht darin, daß uns die Natur eben keine Bremsen für den Umgang mit der Natur angezüchtet hat. Der Wettlauf im Jetzt gebot Chancen maximal zu nutzen.

Für dieses Konkurrenzverhalten hat uns die Natur mit einem Dominanzstreben begabt. Es wurde ursprünglich sicher für die innerartliche Auseinandersetzung entwickelt, für den Wettstreit um begrenzte Güter wie Territorien oder Geschlechtspartner. Beim Menschen erwies es sich auch bei der Auseinandersetzung mit der Natur dienlich. Wir kämpfen mit den Naturgewalten, wir machen uns die Natur untertan, verbeißen uns in Aufgaben und attackieren Probleme. Und das ist ja nicht grundsätzlich schlecht. Aber die aggressive Terminologie weist auf den Ursprung dieser Motivation zum „Sieg" über die Natur hin und damit auf ein Problem. Das Streben nach Dominanz und Macht ist nämlich gegen Eskalation nicht abgesichert. Während Hunger, Durst und andere Triebe über das Erreichen einer abschaltenden Endsituation oder interne abschaltende physiologische Mechanismen gegen ein Zuviel und damit auch gegen den Mißbrauch der mit ihnen verbundenen Lustmechanismen abgesichert sind, wird das Streben nach Macht beim Mann bei Erfolg durch einen Hormonreflex in positiver Rückkoppelung bekräftigt. Gewinnen Tennisspieler ein Match, dann steigt ihr Bluttestosteronspiegel innerhalb von 24 Stunden signifikant an, verlieren sie, dann sinkt er deutlich ab. Das gleiche Phänomen beobachtet man auch bei Erfolg in anderen Bereichen. Bestehen Medizinstudenten eine Prüfung mit Erfolg, dann steigt ihr Bluttestosteronspiegel ebenfalls an,

und er sinkt ab, wenn einer durchfällt. Dieser Hormonreflex belohnt also jeden Erfolg, über ihn wird das Selbstwertgefühl bekräftigt. Diese positive Rückkoppelung führt dann allerdings auch dazu, daß unser Streben nach Macht und Ansehen von Erfolg zu Erfolg angeheizt wird, daher neigt es zur Eskalation.
Das ungebremste Streben nach Ansehen und Macht ist daher nicht ungefährlich, es führt auch zu einer Erscheinung, die ich einmal als systemimmanente Dynamik menschengeschaffener Organisationen beschrieb. Jede menschengeschaffene Organisation neigt dazu, sich zu verselbständigen, zu wachsen, und in gewisser Hinsicht eine eigene Dynamik zu entwickeln, die sich zunehmend der Kontrolle ihrer Schöpfer entzieht und zum Selbstzweck ausartet. Wie kommt es dazu? Nehmen wir einmal eine Organisation zur Entwässerung von Feuchtwiesen als Beispiel: Feuchtwiesen gab es zu Anfang dieses Jahrhunderts in großer Zahl, und es war eine lobenswerte Aufgabe, sie trockenzulegen. Man betraute mit dieser Aufgabe Experten, die einen Stab von Leuten anwarben, einen Maschinenpark anschafften, und nun mit dieser Organisation Feuchtwiesen trockenlegten und durch Bachregulierung für einen schnellen Abfluß des Wassers sorgten. Das war für die Landwirtschaft durchaus nützlich und die Leute, die mit dieser Aufgabe betraut waren, gewannen aus der guten Erfüllung dieser Aufgabe Ansehen. Sie wollten ihre Organisation auch wachsen sehen, denn das steigerte ihr Ansehen als Ausweis erfolgreicher Tätigkeit. Darüber hinaus ist Wachstum, wie Konrad Lorenz einmal hervorhob, auch ein archaischer Positivwert. Schon der altsteinzeitliche Jäger und Sammler erlebte es positiv, wenn sich die Tiere des Feldes vermehrten, wenn die Pflanzen wuchsen, und wenn er selbst erfolgreich viele Kinder aufzog. Diese positive Einschätzung blieb uns erhalten, auch wenn Wachstum heute mit immer größeren Risiken behaftet ist, denn es ist nicht Natur, deren üppiges Gedeihen wir fördern, sondern Wachstum exploitativer Art, das sich unter anderem aus der Nutzung nicht ersetzbarer fossiler Energieträger nährt.

Diese Wachstumstendenz kennzeichnet die meisten der von uns geschaffenen Organisationen. Sie werden vom Ehrgeiz jener, die sie betreiben, genährt, zusätzlich bekräftigt durch die Tatsache, daß Wachstum an sich als Positivwert empfunden wird. Diese systemimmanente Dynamik menschengeschaffener Organisationen führt oft dazu, daß wir die Kontrolle über die Kinder unseres Geistes verlieren. Irgendwann, um zum Beispiel zu der Trockenlegung von Feuchtwiesen zurückzukehren, werden die meisten Bäche begradigt und die meisten Wiesen trockengelegt sein, und weitere Aktivität wird Schaden stiften. Aber für diesen Fall hat man nicht Vorsorge getroffen. Man hat kein natürliches Auslaufen der Projekte eingeplant und

auch keine Umfunktionierung durch andere Aufgabenzuweisung, und so wird man zunächst, trotz des abgesunkenen Grundwasserspiegels weiter Entwässerungsgräben anlegen und begradigen, bis Katastrophen unserem Treiben Einhalt gebieten. Man ist jetzt mancherorts dazu übergegangen, Begradigungen wieder zu beseitigen und den ursprünglichen Bachverlauf herzustellen.

Von diesem Dynamiksyndrom sind Verwaltung, Schule, Straßenbau, kurz, wohl die meisten menschengeschaffenen Organisationen beherrscht. Sie wachsen und entziehen sich zuletzt unserer Kontrolle, wenn wir nicht die systemimmanente Dynamik solcher Organisationen in Rechnung stellen und eine rechtzeitige Aufgabenbegrenzung, ein Auslaufen oder einen Funktionswandel einplanen. Eskalierender Betätigungsdrang stiftet Schaden und engt im Bürokratischen die Freiheiten der Bürger ein. Die Dynamik überrollt uns und die Geister, die wir riefen, werden wir so leicht nicht wieder los.

Hilft Einsicht allein mit unseren Problemanlagen zurechtzukommen und etwa die Falle des Kurzzeitdenkens oder des Machtstrebens zu vermeiden? Daran habe ich meine begründeten Zweifel, kann man doch an vielen Beispielen, wie etwa an unserem Umgang mit den nichtersetzbaren Ressourcen – ich denke hier zum Beispiel an die fossilen Energieträger – erkennen, daß das rational sicher als notwendig Erkannte uns kalt läßt, wenn die negativen Folgen unseres Tuns erst zwei Generationen später spürbar werden[5]. „Nach uns die Sintflut" ist eine Haltung, die der Entwicklung eines generationenübergreifenden Überlebensethos entgegenwirkt. Den stark affektiv besetzten Hindernissen, die einer einsichtigen Verhaltenssteuerung entgegenstehen, müssen wir außer unserer Einsicht auch ein starkes affektives Engagement entgegensetzen. Welche der uns ebenfalls angeborenen Verhaltensdispositionen können wir nutzen? Es sind im wesentlichen zwei: unsere Naturliebe und unser starkes fürsorgliches Engagement für Kinder. Beides basiert auf uns angeborenen Dispositionen, die wir bewußt kultivieren können.

Die Liebe zur Natur speist sich aus verschiedenen Wurzeln. So zeichnet uns Menschen eine ausgesprochene „Phytophilie" aus, eine Vorliebe für Pflanzen. Hier dürfte es sich um eine archetypische Biotopprägung handeln. Pflanzen charakterisieren einen Lebensraum, der fruchtbar ist und in dem es sich gut leben läßt. Der altsteinzeitliche Jäger und Sammler lebte naturnah, in einem Habitat, das etwa der afrikanischen Savanne entspricht, mit reichlichem Pflanzenwuchs und reichlichem Tierleben. Und daß wir ein ästhetisches Bedürfnis nach einer solchen Umgebung haben, zeigt sich dann, wenn Menschen naturfern leben, dann nämlich zeigen sie eine Reihe von Ersatzhandlungen, sie dekorieren ihre Wohnung zum Bei-

spiel mit Farnen, Gummibäumen und anderen Grünpflanzen, die keinem anderen Zweck dienen als dem Auge Ersatznatur zu bieten. Wir lieben Natur, was allerdings nicht verhindert, daß wir sie ausbeuten. Wir erwähnten schon, daß es ursprünglich keine Notwendigkeit gab, uns in dieser Hinsicht Einschränkungen aufzuerlegen. Aber das ästhetische Bedürfnis nach Natur setzt der Zerstörung Grenzen, wenn wir sie unmittelbar betroffen erleben. Wir lieben ferner Gewässer und wir lieben Tiere, denn auch sie sind Indikatoren einer gesunden Umwelt.

Bei der Tierliebe kommt noch eine weitere affektive Komponente dazu. Jungtiere sprechen uns an, wenn sie Merkmale des Menschenkindes aufweisen, und damit Betreuungsreaktionen auslösen. Ich habe viele Jahre bei den Yanomami-Indianern des Oberen Orinoko verbracht. Diese Bewohner des Regenwaldes halten als Haustier nur den Hund. Sie sind Jäger, aber wenn sie einen Affen abschießen, der ein Junges trägt, oder ein Aguti oder einen Vogel mit Jungen, dann pflegen sie die Jungtiere aufzuziehen. Eine Ansiedlung der Yanomami gleicht oft einem kleinen Zoo. Da laufen Agutis herum, kleine Tukane, Waldhühner, Papageien, Äffchen, und die Tiere werden gehegt und geliebt. Kein Yanomami würde daran denken, sie später einmal zu verspeisen. Diese Anteilnahme an der Kreatur hat sicher ihre affektive Begründung in unserer Disposition zur Kindesfürsorge, die über bestimmte Kindsignale ausgelöst wird. *Konrad Lorenz* (1943) sprach von eigenen Auslösern, auf die wir dank uns angeborener zentraler Referenzmuster, dem Kindchenschema, reagieren. Die Anteilnahme wird heute durch die Einsicht vertieft, daß es sich beim Leben um ein erstaunliches, einmaliges Phänomen handelt, und daß wir selbst nur in einer gesunden Lebensgemeinschaft gedeihen können. Letztlich dient ein pfleglicher Umgang mit der Natur und der durch sie zur Verfügung gestellten Ressourcen unserem eigenen Interesse, das lautet: das größtmögliche Lebensglück für alle, und das nicht nur in der Gegenwart, sondern auch für künftige Generationen.
Dem „nach uns die Sintflut" kann schließlich unser affektiv betontes Interesse am Schicksal unserer Kinder abhelfen. So wie es uns gelungen ist, das familiale Kleingruppenethos auf die Großgruppe auszudehnen und uns über Symbole und andere Gemeinsamkeiten auch mit Menschen zu identifizieren, die wir gar nicht kennen, und die wir dennoch über die Verwendung von Verwandtschaftsbegriffen quasi-familial in unsere Solidargemeinschaft einbeziehen (wir sprechen bekanntlich von unseren Brüdern und Schwestern, von einem Vaterland und von Nationen), so sollte es auch gelingen, über eine affektive Ankoppelung nicht nur ein Engagement für unsere Kinder und Enkel, sondern auch danach folgender Generationen zu ent-

wickeln. Dazu mag ferner das Bewußtsein beitragen, daß wir den ungezählten Generationen unserer Vorfahren das kulturelle Erbe verdanken, auf dem wir weiter aufbauen, ein Bewußtsein, das uns eine moralische Verpflichtung auferlegt: Die Verpflichtung, so zu handeln, daß auch künftige Generationen Lebensglück erfahren.

Wir haben uns bisher mit der ökologischen Umweltgefährdung befaßt. Zum Abschluß möchte ich auf die soziale Umweltzerstörung hinweisen, die ebenfalls eine Gefährdung für unsere Zukunft darstellt. Mit der Großgesellschaft schufen wir uns ein Gemeinwesen, das jedem von uns neue Entfaltungsmöglichkeiten eröffnet. Sie stellt uns aber auch vor noch ungelöste Probleme. Eines erwächst aus der Anonymität der zwischenmenschlichen Beziehungen. Stammesgeschichtlich sind wir familiale Kleingruppenwesen, angepaßt an ein Leben in Verbänden, in denen jeder jeden kennt. Das stiftet Vertrauen und prosoziale, fürsorgliche Verhaltensweisen bestimmen das Verhalten dieser quasi-familial verbundenen Gruppenmitglieder. Vor Gruppenfremden bewahrt man eine gewisse Distanz. Der Mensch ist zwar zu Allianzen über die Gruppengrenzen befähigt. Das setzt verpflichtende Hilfe auf Gegenseitigkeit voraus, aber solche Allianzen sind, wie die Geschichte bis in die Neuzeit lehrt, zerbrechlich. Und merkt eine Gruppe Schwächen bei einer anderen, dann ist sie versucht, eine Dominanzbeziehung herzustellen, sei es über Drohung oder auch Angriff, um sich der Ressourcen der Unterworfenen zu bemächtigen. Repressives Dominanzstreben unterlag in diesem Bereich keiner Gegenselektion. Wohl aber gilt es als ungeziemlich in den meisten individualisierten Kleinverbänden.

Das Reaktionsmuster des Wir – *und die anderen* beobachten wir bereits in der Mutter-Kind Dyade. Im Alter von sechs bis acht Monaten beginnen Säuglinge bekanntlich zu „fremdeln", das heißt, sie reagieren auf die Annäherung ihnen unbekannter Personen mit einer Mischung von Reaktionen freundlicher Zuwendung und angstvoller Meidung, die in deutliche Angst und Abwehr umschlägt, sollte der Fremde die Zeichen der Angst nicht beachten und sich weiter nähern oder gar den Säugling aufnehmen wollen. Über ein allmähliches Bekanntwerden kann die Fremdenfurcht abgebaut werden – die Engländer bezeichnen den Vorgang recht treffend als „familiarisation". Der Fremde wird so gewissermaßen als Familienmitglied akzeptiert. Die Fremdenscheu kann individuell variieren und sie kann durch Erziehung gefördert oder gemäßigt werden, aber das Grundmuster konnte in allen bisher daraufhin untersuchten Kulturen nachgewiesen werden und es erhält sich bis ins Erwachsenenalter wieder mit individuell unterschiedlicher Ausprägung. Aber die Xenophobie gehört zu den Univer-

salien. Sie fördert unter anderem die Entwicklung ethnischer Vielfalt und hilft sie auch sie zu bewahren, aber sie ist natürlich nicht problemlos.
Unter anderem belastet sie das Leben in der anonymen Großgesellschaft. Wenn Menschen jedoch in einer einigermaßen intakten Familie heranwachsen und in ihr eine sichere Basis besitzen, und wenn sie darüber hinaus die ebenfalls Sicherheit bietende Einbindung in eine kleinere überschaubare Gemeinde ihnen bekannter Mitmenschen erleben, dann bringen sie bereits gute Voraussetzungen für das Leben in der größeren anonymen Gemeinschaft mit. Für die Bildung von Nachbarschaftsbeziehungen und damit von überschaubaren kleineren Wir-Gemeinschaften in der Großstadt sind die Plätze in der Wohnumgebung von außerordentlicher Bedeutung. Sie können ihre sozialintegrative Funktion allerdings nur erfüllen, wenn sie so gestaltet sind, daß sie zum Verweilen einladen. Dabei spielt die ästhetische Gestaltung eine große Rolle. Eine geschickte Bepflanzung, ansprechende Skulpturen, ein Brunnen, Sitzplätze, die Geborgenheit und Ausblick bieten an sonniger und schattiger Stelle, angrenzend vielleicht ein kleines Kaffee.

In traditionellen Städten gibt es viele Plätze dieser Art, die von Anrainern und Besuchern genützt werden und wo Menschen einander zwanglos begegnen und bekannt werden können. Eine schöne Gestaltung spricht an, Häßliches und Provokantes stößt ab, und sollte daher an solchen Orten gemieden werden. Hier wird mancherorts durch „progressive" Künstler gesündigt. Nicht, daß ich grundsätzlich gegen provokative Kunst wäre, aber ein öffentlicher Platz in einer Wohnumgebung soll Menschen Entspannung bieten, sie erfreuen und so auch kommunikationsbereit stimmen und keineswegs verärgern. Kunst kann auch Schönes bieten, das wird heute allzuleicht vergessen. Über die freundliche Einstimmung hinaus fördert die künstliche Gestaltung von Plätzen, Bauten und Fassaden Heimatbindung und Gemeinschaftssinn auf einer höheren Ebene. Künstlerische Qualität und Unverwechselbarkeit kommt dabei Bedeutung zu. Menschen stellen sich gerne positiv dar und es stützt ihr Selbstgefühl, wenn sie in einer künstlerisch schön gestalteten Wohnumgebung heranwachsen. Ein gestärktes Selbstgefühl vermittelt Sicherheit und verringert soziale Berührungsängste. Je geringer diese sind, desto größer ist auch das Vertrauen in Mitmenschen, die man nicht kennt, vorausgesetzt, man wird auch dazu erzogen, die Großgesellschaft seiner Nation als die größere Familie zu betrachten und sein Land auf durchaus kritische Weise zu lieben. Großethnien, wie die traditionellen Nationalstaaten Europas bemühten sich ab einer bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungsstufe um die Pflege des kleingruppenübergreifenden Gemeingefühls ebenso wie um die Familie. Experimente, die

meinten, es ginge auch ohne Familie, ja dieses stünde der Entwicklung eines übergreifenden Gemeinschaftsethos im Wege, schlugen bekanntlich fehl[6]. Auch das Großgruppenethos knüpft an das familiale Kleingruppenethos an, und zwar nicht nur bei uns, sondern auch in anderen Kulturen *(Eibl-Eibesfeldt* 1995). Der Begriff Nation weist auf die familiale Wurzel gemeinsamer Abstammung hin und wir bezeichnen uns unbekannte Mitmenschen als Brüder und Schwestern. Entgegen anderslautenden Aussagen funktioniert das auch ohne daß man Feindbilder aufbauen müßte[7]. Auch gemeinsame Aufgaben binden und solche stellen sich heute für alle Völker, die sich so auf einer höheren Ebene zu einer kooperierenden Völkergemeinschaft verbünden könnten, ähnlich dem Vorbild der Europäischen Gemeinschaft, und zwar unter Bewahrung ihrer jeweiligen ethnischen Identität, was eine Voraussetzung für ein friedliches Miteinander ist. Denn bei Gefährdung ihrer Identität pflegen Völker eine Verteidigungshaltung einzunehmen. Versäumt es eine Staatsführung, das Gemeingefühl für die größere Gemeinschaft durch Erziehung zu fördern, ja meint sie um des Ideals einer Weltgemeinschaft wegen gegen Familie, Kleingruppe und Nation erziehen zu müssen, dann fördert das keineswegs ein übergreifendes Gemeingefühl. Vielmehr entwickelt sich eine Gesellschaft von Egozentrikern, die in Verfolgung ihrer individualistischen Interessen bereit sind, ihre Ellbogen ohne viel Rücksichtnahme einzusetzen. Friedensgefährdend sind ferner die Migrationsbewegungen im Gefolge der mit der Bevölkerungsvermehrung in manchen Erdgebieten einhergehenden Umweltzerstörung, der zunehmenden Verelendung und der damit zunehmenden innerethnischen und zwischenethnischen Konflikte. Armuts- und Kriegsflüchtlinge drängen in die sogenannten Wohlstandsgebiete der Erde, obgleich diese selbst noch weit davon entfernt sind, ihre sozialen und ökologischen Probleme gelöst zu haben. Aber in einer Mischung von humanitären und kurzsichtig utilitaristischen Erwägungen haben die Vereinigten Staaten von Amerika, Kanada, das westliche Europa und Australien viele Einwanderer auch aus kulturfernen Bereichen aufgenommen, so daß in einigen Fällen die assimilatorische Kraft der Länder nicht mehr ausreicht und die Immigranten sich abgrenzende Solidargemeinschaften in sonst oft recht homogenen Nationalstaaten bilden. Es zeigt sich, daß dies in Krisenzeiten zu Konflikten führt. Diese werden sich verschärfen, wenn über unterschiedliches Bevölkerungswachstum die Einwanderer schneller zunehmen als die angestammte Bevölkerung.

Dichter bevölkerte Staaten laufen überdies Gefahr, ihre ohnedies kritischen ökologischen ebenso wie ihre sozialen Probleme zu verschärfen. Wir in Europa haben das Glück, eine ziemlich umweltbewußte und auch sozial engagierte Bevölkerung aufzuweisen. Sie ist bereit, Opfer für die Erhaltung

der Umwelt und des sozialen Friedens zu bringen. Die Industrie investiert in Filteranlagen für die Reinerhaltung der Luft und der Gewässer, und unser Lohnniveau und unsere Sozialleistungen sind sicher höher als in anderen Erdgebieten. Wir erfreuten uns daher bis vor kurzem einer Gesellschaft, in der es auch nachts möglich war, in den Straßen der Städte spazierenzugehen und in der der Anblick großer Not zu den Ausnahmen gehörte. Durch soziales Dumping hat sich die Situation bereits geändert. Wir können den sozialen und ökologischen Frieden nur erhalten und weiter festigen, wenn wir uns nicht schrankenlos dem ökologischen und sozialen Dumping öffnen. Freien Handel kann man nur mit jenen treiben, die ebenso umweltbewußt und sozial freundlich produzieren wie wir. Sie können sich zu größeren wirtschaftlichen Einheiten verbünden, etwa nach dem Vorbild der Europäischen Union. Von solchen ökologischen und sozialen Friedensregionen kann über Vorbild, Nachbarschaftshilfe und über den Aufbau von Produktionsanlagen geholfen werden. Aber erst wenn deren Niveau auf das unsere angehoben ist, kann ohne Selbstgefährdung die Einbeziehung in die größere Freihandelszone erwogen werden.

Man hört immer wieder, wir müßten die anstehenden sozialen und ökologischen Probleme global lösen, schließlich säßen wir alle in einem Boot. Zum Glück ist letzteres noch nicht der Fall. Wir bewohnen zwar alle den gleichen Planeten und unsere Sünden beeinträchtigen das Leben unserer Nachbarn. Aber unsere Sünden können wir nur selbst vermeiden, und brächte jeder Staat zunächst einmal sein Haus in Ordnung, dann wäre schon viel geholfen. Sicher soll man darüber hinaus auch anderen helfen, nach bestem Bemühen, aber sicher nicht unter eigener Selbstaufgabe. Keine christliche Ethik gebietet einem Nichtschwimmer sich ins Wasser zu stürzen um einem Ertrinkenden zu helfen. Auch ist das Gleichnis mit dem Boot nicht zutreffend. Wir bewohnen zwar alle den gleichen Planeten, aber wir steuern gottlob noch selbstverantwortlich auf verschiedenen Schiffen mit unseren eigenen Kapitänen die stürmische und klippenreiche See. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt wäre nichts verfehlter als alle im gleichen Boot zu vereinen. Vor einem solchen Hochrisiko-Unternehmen sollten wir uns im Interesse der Menschheit wohl hüten.

Anmerkungen

1 Das Beispiel stammt von Konrad Lorenz (1943).

2 Werkzeuge sind, wie Hans Hass (1994) betont, „künstliche Organe". Sie bieten den Vorteil, daß man sie ablegen kann, wenn man sie nicht braucht. Mit ihrer Verwendung wird der Mensch vorübergehend zum „Spezialisten", zum Maulwurf gewissermaßen, wenn er Tunnelbohrgeräte einsetzt, zum Vogel, wenn er ein Flugzeug besteigt. Er kann

so seine Spezialisierung wechseln und wird damit, wie Hans Hass sagt, zum Spezialisten auf vielseitige Spezialisierung.

3 Der Begriff Weltoffenheit, der auch Karl Popper's Forderung nach der offenen Gesellschaft zugrundeliegt, wird oft mißverstanden. Offenheit bedeutet nicht generelle Akzeptanz. Wir sollen offen sein für das Gespräch mit anderen, wir sollen zuhören lernen und uns darum bemühen, auch den Meinungsgegner zu verstehen und dessen Argumente zu erwägen und danach auch eventuell unsere Ansichten zu revidieren. Aber diese Verstehensbereitschaft schließt nicht aus, daß wir an unseren eigenen Ansichten festhalten, wenn in der Diskussion nicht einsehbar wird, daß sie auf Irrtümern beruhen.

4 Dazu kommt, daß wir Gefahren, die nach statistischer Wahrscheinlichkeit nicht in einem Lebensalter eintreten, nicht als bedrohlich erleben, auch wenn wir sie rational erkennen. So siedeln wir immer wieder an Vulkanabhängen, auch wenn die Dörfer alle paar hundert Jahre verschüttet werden. Die Selektion konnte in solchen Fällen keine Meidereaktionen anzüchten. Nur was mit Wahrscheinlichkeit in einem Menschenleben eintritt, wird gemieden.

5 Seit es Großgesellschaften gibt, experimentieren Menschen mit Ideologien, sozialen Führungstechniken und Wirtschaftssystemen, um die Anpassung zu vollziehen. Sie ist noch keineswegs hinreichend geglückt.

6 Demagogen schürten zu allen Zeiten Ängste, da diese infantile Fluchttendenzen wachrufen. Näheres zur Angstbindung in Eibl-Eibesfeldt (1970).

Literaturverzeichnis

EIBL-EIBESFELDT, I. (1970): Liebe und Haß. Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen. 16. Aufl. München (Piper).

EIBL-EIBESFELDT, I. (1994): Wider die Mißtrauensgesellschaft. Streitschrift für eine bessere Zukunft. München (Piper).

EIBL-EIBESFELDT, I. (1995): Die Biologie des menschlichen Verhaltens – Grundriß der Humanethologie, 3. Aufl. München (Piper).

HASS, H. (1994): Der Hyperzeller. Hamburg (Carlsen Verlag).

LORENZ, K. (1943): Psychologie und Stammesgeschichte. In: Heberer, G. (Hrsg.): Die Evolution der Organismen. Jena (Gustav Fischer), 105–127.

MARKL, H. (1986): Evolution, Genetik und menschliches Verhalten. Zur Frage wissenschaftlicher Verantwortung. München (Piper).

POPPER, K. (1973): Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf. Hamburg (Hoffmann und Campe).

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg

Jahr/Year: 1996

Band/Volume: 1996b

Autor(en)/Author(s): Eibl-Eibesfeldt Irenäus

Artikel/Article: Die Falle des Kurzzeitdenkens: Warum wir Natur lieben und dennoch zerstören 9-20